

Nikolaus Schwarz

Teufelswacht



**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2025 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Titelbild: Mario Heyer
Umschlaggestaltung: Mario Heyer u. V. der KI Software Midjourney
Logo: Mark Freier
Vignette: Jörg Kleudgen
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-68984-309-0

DIE RHEIN-NECKAR-ANOMALIE

7

AMELIE

196

KATHARINAS FLUCH

354

DIE RHEIN-NECKAR-ANOMALIE

Die größte Gnade auf dieser Welt ist, so scheint es mir, das Nichtvermögen des menschlichen Geistes, all ihre inneren Geschehnisse miteinander in Verbindung zu bringen. Wir leben auf einem friedlichen Eiland des Unwissens inmitten schwarzer Meere der Unendlichkeit, und es ist uns nicht bestimmt, diese weit zu bereisen.

H. P. Lovecraft, *Cthulhus Ruf*

Als Abkömmling eines Literaturprofessors, dessen Natur einer Romanfigur von Jean-Paul Sartre zur Ehre gereichen würde, kann ich nicht behaupten, dass in meinem Leben das Sonderbare je nähere Beachtung gefunden hätte.

Zumindest nicht insofern, als es über das Wenige hinausginge, das mir in Bezug auf die Werke von Phantasten wie Poe bekannt ist. Um gar nicht erst von den dubiosen Begebenheiten in meiner Heimatstadt, Lehnburg, zu reden. Schauergeschichten, die man sich hier, wie vermutlich in jeder anderen Stadt auch, seit Jahrhunderten erzählt. Es trifft mitnichten zu, dass mich Geschichten dieser Art, mögen sie auf Tatsachen beruhen oder nicht, zu jedweder Zeit in besonderem Maße interessiert, geschweige denn beeinflusst hätten. Wenngleich ich nicht abstreiten kann, dass mich die Lektüre von *Die Maske des Roten Todes* (natürlich unter Ausschluss der

prüfen Aufmerksamkeit meines Vaters) durchaus auf einer gewissen Ebene gruselte.

Ein ähnliches Empfinden überkommt mich, wenn ich die *Teufelswacht*-Ruine oberhalb des Lehnburger Waldes betrachte und daran denke, was sich alles dort abgespielt haben soll.

Doch würde ich nicht wagen, darin mehr zu sehen, als etwa eine Beschäftigung mit belanglosen Gedankenspielerien, die in meinem Bezug zur Realität nicht im Mindesten verwurzelt liegen. Vielmehr ist dies eine beiläufige Koketterie mit dem Morbiden, wenn man so will. Ein seichtes Liebäugeln, nur vorübergehend und im weitesten Sinne völlig unverfänglich. Etwas, dem junge Menschen in Ermangelung ausgereifter Auffassungen vom Sinn ihres Lebens gelegentlich nachgeben und dies auch durchaus dürfen (würde zumindest meine Mutter einwenden, die verständnisvollere Partei meiner Eltern), solange es dem Zwecke dient, Herz und Vernunft zu guter Letzt ins rechte Verhältnis zu setzen.

Wie aber ließe sich das erklären, was mir vor nicht allzu langer Zeit mitten im modernen, fest im Gefüge des einundzwanzigsten Jahrhunderts eingebetteten Rhein-Neckar-Delta widerfuhr?

Meine psychische Verfassung, so viel vorab, war ohne Frage einwandfrei. Obendrein habe ich bislang niemals auch nur einen einzigen Schluck Alkohol getrunken (sehr zum Stolze meiner ach so tugendhaften Eltern, andererseits wieder zum Missfallen des überschaubaren Kreises

meiner befreundeten Kommilitonen), geschweige denn, dass ich je zu anderen Substanzen der bewusstseinsverändernden Art gegriffen hätte. So ist es meines Erachtens völlig auszuschließen, dass Halluzinationen als Ursache für mein Erlebnis mit Herrn Hook an jenem, nun, höchst *sonderbaren* Tage anzuführen wäre. Damit bleibt mir nicht viel, was als Erklärung dienen könnte. Bis auf die Annahme, dass der Vorfall auf tatsächlichen Ereignissen, auf ganz und gar *Realem* beruhte.

Aber das zu akzeptieren, ich muss es gestehen, stellt bereits eine Herausforderung immensen Ausmaßes dar. Wie soll ich in Worte fassen, welch gravierende Zweifel an mir und meiner geistigen Verfassung sich einstellen, wenn ich das Erlebte auf rationaler Ebene zu verpacken, dem Ganzen eine logische, auf Vernunft und gesundem Menschenverstand basierende Sinnhaftigkeit abzugewinnen versuche?

Diese Seiten, müssen Sie wissen, dienen vor allem dem Versuch, meine Seele zu erleichtern. Es geht mir darum, das Merkwürdige, unmöglich mit Vernunft und empirischen Methoden Fassbare in die konkrete Form des geschriebenen Wortes zu bannen. Ich wage nicht zu hoffen, dass man auch nur einer einzigen Silbe davon Glauben schenkt. Es liegt auch nicht in meiner Absicht, irgendjemanden von der Wahrheit meiner Erzählung zu überzeugen. Vielleicht, so spekuliere ich, wird sich mir das eine oder andere erschließen, sobald der Text ehrlich und dinghaft, wie die Aneinanderreihung von Worten auf

Papier nur sein kann, ja, wenn alles vom ersten bis zum letzten Buchstaben ausgebreitet und bis in den kleinsten Winkel entfaltet liegt. Mehr will ich nicht erreichen.

Einen größeren Erfolg, als mir das Erlebte in aller Deutlichkeit noch einmal vor Augen zu führen und dadurch meine Verwirrung, nein, meine *Erschütterung* auf ein erträgliches Maß zu reduzieren, darf ich nicht erwarten. Denn für manch eines Rätsels Lösung scheint der menschliche Verstand von Natur aus nicht die erforderlichen Voraussetzungen zu erfüllen. Er ist nicht imstande, über die äußersten Grenzen seiner eigenen Kapazitäten hinauszugelangen – was nur logisch klingt. Doch bedeutet dies keineswegs, dass da draußen, außerhalb des mit menschlichen Sinnen Fassbaren, nicht doch ... *etwas* ... existiert. Etwas, das ebenso in die Summe von Strukturen und Gesetzmäßigkeiten des Universums (oder der Schöpfung selbst, wie man es nun nimmt) integriert und relevant ist wie all das, was wir allenfalls als einen Ausschnitt von der Wirklichkeit zu erfassen in der Lage sind.

So viel zumindest kann ich jetzt schon aus Überzeugung sagen.

Ogleich es, wie ich einräumen muss, meinem Glauben an das Rationale auf paradoxe Weise gegenübersteht.

Ich versuche gar nicht erst, mich bei der Niederschrift all dessen über die Grenze meiner Auffassungsgabe hinauszuwagen. Allein der Gedanke daran bereitet mir ein Schwindelgefühl ohnegleichen, als taumelte ich dicht am Rande eines reißenden Mahlstromes. Das bereits genügt

mir vollauf an grenzüberschreitender Erfahrung, weshalb ich mich gezwungen sehe, es einstweilen bei den vordergründigen Fragen zu belassen.

Inwieweit vermag ich meinen Sinnen zu trauen?

Besteht an dem Punkt, wo ich mich just befinde und fortwährend von einer Seite zur anderen wanke, noch irgendein Unterschied zwischen Wahn und Wahrheit?

War es eine Art unvermittelt einsetzenden und umso heftigeren Irrsinns, der sich meiner bemächtigt hatte, als ich fraglichen Tages am Ufer des Rheins den Worten jenes Mannes namens Hook lauschte?

Und folglich: *Hatte ich mir das alles nur eingebildet?*

Zermürbende Gedanken wie diese ließen sich fortlaufend weiterspinnen, ohne dass auch nur das geringste Anzeichen einer Lösung in Sicht käme. Dabei drehen sie sich letzten Endes nur um einen Mittelpunkt, sind samt und sonders untrennbar verflochten mit einer einzigen, vielleicht alles entscheidenden Frage, welche da lautet: Ist es möglich, dass Hooks ... *Anomalie* ... tatsächlich existiert?

Die, wie er es nannte, *Rhein-Neckar-Anomalie*?

Aber ich darf nicht vorgreifen. Ich darf mich dem wahnwitzigen Sog dieser Fragen nicht blindlings hingeben, weil sie ohnehin nichts anderes bewirken, als dass ich mich hilflos im Kreis drehe, immer wieder herum und herum ... Vor allem muss ich mich beherrschen, Haltung bewahren. Es ist von allergrößter Bedeutung, dass ich die Geschichte vom Anfang her entrolle. Ich darf nichts

durcheinanderbringen. Die Ereignisse müssen – klar, systematisch, so objektiv wie nur möglich – gemäß ihrer tatsächlichen Abfolge geschildert werden. Auch wenn es mir schwerfällt, dabei den hysterisch lachenden und zugleich greinenden Irren zu übertönen, der seither in meinem Kopfe haust und wie tollwütig, mit gebleckten Zähnen, rasselnd und hämmernd und scheppernd an dem Drahtgeflecht seines Käfigs rüttelt. Des Käfigs seines nur allzu beschränkten Begriffsvermögens.

Christoph Hook ...

Die *Rhein-Neckar-Anomalie* ...

Wo soll ich beginnen?

Vielleicht am ehesten ...



... hier.

Wo – soweit es mich betrifft – die unvermeidliche Abfolge von Ursache und Wirkung in dieser Sache ihren Anfang nahm.

In Lehnburg.

Die Gründe meines Aufenthaltes in Mannheim ausführlich zu schildern, ist für diesen Bericht vermutlich nicht zwingend notwendig. Dennoch möchte ich zunächst erwähnen, dass zwischen der *Liebwerk*-Universität in Lehnburg, wo ich Literatur und Germanistik

unter der scharfen Aufsicht meines Vaters studiere, und der Universität Mannheim im Rahmen der kommunalen Bildungsinitiativen beider Städte eine Partnerschaft besteht. Diese wiederum beinhaltet neben den kulturellen Aspekten auch ein jährliches Austauschprogramm, welches ausgewählten Studenten die Möglichkeit bietet, die jeweils andere Institution näher in Augenschein zu nehmen. Hier geht es darum, die verschiedenen Erfahrungshorizonte künftiger Gelehrten generationen zu erweitern. Die Plätze in diesem Programm sind sehr begehrt, so dass nur Studenten mit den besten Zensuren Gelegenheit finden, das strenge Auswertungsverfahren zu durchlaufen. Die traditionell an Goethes Todestag, also am 22. März, mit allerhand Brimborium zelebrierte Bekanntgabe der stets vierzehn Teilnehmer (die Zahl ergibt sich aus der Quersumme von Goethes letztem Jahr auf Erden, 1832, wobei ich nicht sagen kann, wer genau sich diesen extravaganten Firlefanz hat einfallen lassen) stellt alljährlich einen Höhepunkt in der Lehnburger Institution dar.

Ich darf hier anführen, dass ich meinen Platz auf der Teilnehmerliste nicht etwa dem Einfluss meines Vaters zu verdanken hatte, sondern durchaus meinem eigenen Ehrgeiz und, so möchte ich anmerken, einer hervorragenden literarischen Abhandlung mit dem Titel *Schillers Effekt auf die moderne Literatur im deutschsprachigen Raum*. Leistungsnachweise dieser Art zählen zu den Hauptkriterien, nach welchen man sich überhaupt erst zur Auswahl

aufstellen lassen darf. Mein Beitrag von (exakt!) 50.000 Zeichen, was dem vorgegebenen Maximum entspricht, gelangte immerhin auf den dritten Platz der Rangliste. Dass ich die höheren Plätze den rund 1.800 Zeichen einer populär-feministischen Dichterin und dem Beitrag eines Kommilitonen überlassen musste, der mit einem zum völligen Nonsens zerfallenden Prosatext die Folgen von Anglizismen in den Medien für die Maßstäbe literarischer Qualität aufzeigte, bekümmerte mich kaum. Schiller hatte seinen Dienst geleistet, und mir wurde gestattet, der Lehnburger Routine zugunsten einer Exkursion in die Quadrate-Stadt zu entfliehen.

Kaum überraschend, dass es sich mein Vater, ganz der elitäre Akademiker, nicht nehmen ließ, seine Anerkennung meiner Leistung mit einer kritischen Anmerkung (und einem bewundernden Verweis auf die Dichterin) anzureichern, indem er sagte, in der Kürze liege die Würze.

Die Bemerkung, dass er mit dieser Floskel gegen eines seiner eigenen Axiome verstieß, verkniff ich mir.

Sei's drum.

Allein die Aussicht auf jene Studienreise verlieh mir die nötige Contenance, meinen Mitstreitern in aller Gebühr zu gratulieren ... und die leimgebundene Druckausgabe von *Schillers Effekt auf die moderne Literatur im deutschsprachigen Raum* in zerstiebendes Koriandoli¹ zu verwandeln.

1 Konfetti

Wer davon ausgeht, bei der jährlichen Exkursion handele es sich um ein Freizeitvergnügen, täuscht sich immens. Ein wesentlicher Bestandteil des Programms besteht darin, die vierzehn Studenten mit einem Paket von Pflichtaufgaben auszustatten, deren Resultate später ausgewertet und in nachfolgende Vorlesungen aufgenommen werden. Für die Studierenden ist dies also eine willkommene Gelegenheit, ihren Zensuren-Schnitt noch zusätzlich aufzupolieren.

Was in meinem Fall jedoch kaum notwendig war. Ich darf mich rühmen, mich stets mit einwandfreien Leistungen, Disziplin und Souveränität aus der Masse so einiger kapriziöser Studenten hervorzuheben. Daher trugen nicht zuletzt meine zielorientierten Arbeiten dazu bei, jene Projektaufgaben vor Ort bereits einen Tag vor Ablauf des ursprünglichen Zeitplanes abzuschließen und die an uns gestellten Erwartungen mehr als nur zur Gänze zu erfüllen.

Ich möchte niemanden mit den Einzelheiten unserer Ausarbeitungen langweilen. Es soll lediglich gesagt sein: Nachdem wir in Mannheim fast eine Woche damit zugebracht hatten, unseren Lehrpfad zu bewältigen, indem wir sämtliche Instanzen von Mozart und Beethoven über literaturhistorische Repräsentanten wie Schiller, bis hin zum obligatorischen Goethe im Spitzentempo absolvierten, stand uns ein ganzer Tag zur freien Verfügung, ehe wir nächsten Morgens den Zug nach Lehnburg nehmen mussten. Ein ganzer Tag, den unsere Gruppe unter der

Führung einheimischer Studenten mit Müßiggang und, gen Abend, den üblichen dionysischen Ausschweifungen zu füllen gedachte. Unternehmungen also, die am Ende nur auf eine hemmungslose Sauftour von einer überfüllten Schänke zur nächsten hinauslaufen sollten.

Die Aussicht, diesen letzten Tag in Mannheim mit von Stunde zu Stunde sich in die liederlichsten Abgründe gesellschaftlicher Gepflogenheiten immer tiefer abseilenden Kommilitonen zu verbringen, nur um am nächsten Morgen nach allen Regeln der Zügellosigkeit entkräftet, aufgekratzt, innerlich wie äußerlich malträtirt den Heimweg anzutreten, lockte mich nicht im Geringsten. Die schamlosesten Eskapaden vorausahnend, entzog ich mich also bei erstbestener Gelegenheit, noch ehe mich die allgemeine Gruppendynamik zu erfassen vermochte.

So nutzte ich gleich die Frühstückszeit, während alle anderen zu Brötchen und Kaffee in der Mensa eilten, mich unbemerkt hinauszustehlen und meiner eigenen Wege zu ziehen.

Nachdem wir während der vorangegangenen Tage unsere Projektaufgaben abgeleistet und dabei einen strikten, effizient unterteilten Etappenplan eingehalten hatten, der nur wenig Raum zur freien Gestaltung bereit hielt, genoss ich es nun umso mehr, mich einfach aufs Geratewohl, von jeglichem Zeitdruck befreit und ohne eine bestimmte Absicht noch Ziel, ins morgendliche Stadtgeschehen einzufädeln. Zur Abwechslung ließ ich mich mehr oder weniger passiv vom rhythmischen Sog

des Kommens und Gehens in den Straßen aufnehmen, gewährte mich bald auf angenehme Weise fortgetragen und in aller Gelassenheit dahingetrieben.

Ein verspätetes Frühstück, bestehend aus einer belegten Laugenstange und einem Milchkaffee, welches ich mir an der Straßenverkaufstheke einer Bäckerei besorgt hatte, nahm ich auf einer Parkbank am Wasserturm ein. Hier, in unmittelbarer Nähe zum Springbrunnen, ließ ich mich eine Weile vom an- und abschwellenden Rauschen der Wasserspiele einlullen und verfolgte die Wechsel der stufenweise kulminierenden, jäh zusammenstürzenden und, nach intervallartigen Pausen, abrupt von Neuem emporschießenden Fontänen. In angenehm geistiger Trägheit nahm ich die Farben der kunstvoll angelegten Zierbeete in mich auf. Ich beobachtete die Spaziergänger, die sporadischen Knäuel und Schnüre von Touristen, hier und da ein vom lieblichen Ambiente angelocktes Pärchen, sah zu, wie sie alle sanft knirschenden Schrittes auf den ringförmig um die Anlage verlaufenden Wegen durch die kühlen Schatten der mit Efeu behangenen Pergola tauchten oder nur auf dem Wulst des Beckenrandes saßen. Hier schauten sie wiederum ihrerseits sinnierend umher, lasen in einem Buch oder führten Zwiegespräche, während das monotone Brausen der Kaskade hinab ins Hauptbecken die Geräusche der Innenstadt übertönte.

Zusammenhanglos von diesem und jenem träumend, studierte ich die steinernen Nixen, die Tritonen und Zentauren und grotesken Skulpturen maritimer Ungetüme

in ihren athletisch-kraftvollen, dramatisch verdrehten Posen. Dann blinzelte ich hinauf zur Spitze des Wasserturms, wo Amphitrite mit ihrem Dreizack in majestätischer Würde hinab auf die Stadt blickt.

Der Himmel war von hauchfeinen Dunstschleiern gestreift.

Am 22. März hatte die Veranstaltung in der *Liebwerk*-Universität stattgefunden, bei welcher man die Teilnehmer der Exkursion öffentlich bekanntgab. Zu einer Jahreszeit also, da die Bäume noch kahl standen und die winterliche Nässe wie verschmierte Fettflecken an den Häusern klebte. Jetzt saß ich in der Sonne eines Sommertages, der zwar heiß und schwül zu werden andeutete, aber für mich den optimalen Abschluss einer ebenso wesentlichen wie strapaziösen Phase meines Studiums darstellte. Mit niemandem hätte ich diesen Moment wohlverdienten Friedens in der Sonne teilen wollen.

Ich ahnte nichts Bedrohliches.

Eine Stunde behaglicher Untätigkeit verging, ehe ich mich aufraffte, um meinen ziellosen Erkundungsgang fortzusetzen. Durch das Absolvieren der Projektaufgaben von den architektonischen Sehenswürdigkeiten übersättigt, wandte ich mich vom Oststadtgebiet mit seinen sperrigen Jugendstilbauten ab und schlug mich zurück ins Stadtzentrum, indem ich die Fußgängerzone, hier die *Planken* genannt, entlangflanierte. Bald am Paradeplatz angelangt, bewunderte ich die aus vielerlei üppigen, schwellenden, verschlungenen Formen und

Gestalten bestehende *Grupello*-Pyramide mit ihren allegorischen Darstellungen der fürstlichen Tugenden. Allerdings wurde ich nicht schlau daraus, weshalb ich weitere anderthalb bis zwei Stunden allein des Zeitvertreibs wegen damit verbrachte, in der benachbarten Stadtbibliothek in Büchern zu schmökern, die mich nur oberflächlich interessierten. Zur Mittagszeit pausierte ich auf einer Bank am Schillerplatz bei der Jesuitenkirche, wo ich ein öliges Nudelgericht aus der Styroporschale eines asiatischen Schnellrestaurants einnahm.

Das morgendliche Versprechen eines heißen Tages schien sich spätestens jetzt zu bewahrheiten. Aber nach und nach aufziehende Schleierwolken schirmten die schlimmste Hitzeeinwirkung der Sonne ab.

Ganz in die Betrachtung der Schillerstatue vertieft, ahnte ich noch immer nichts von dem Verlauf, den dieser Tag noch nehmen sollte.

Einer spontanen Laune nachgebend, kramte ich aus meiner Tasche Stift und Notizbuch hervor und fertigte eine recht ansehnliche Skizze der Statue jenes großen Dichters an, welche auf ihrem Sockel im Eingangsbereich des kleinen Parks in pathetischer Haltung ein unsichtbares Publikum unterhält. Ich spielte mit dem Gedanken, die Zeichnung als Illustration für die schriftliche Ausarbeitung der Projektaufgaben zu verwenden, womit ich mir ein paar zusätzliche Bewertungspunkte versprach. Und um meinem akademisch aufgeblasenen Vater eine subtile Botschaft zu senden, erlaubte ich mir

den – ich gestehe es, recht infantilen – Spaß, neben den witterungsbedingten Verfärbungen auch die Kleckse von Taubendreck auf Haupt und Antlitz des literarischen Virtuosen wiederzugeben.

Gegen drei Uhr nachmittags setzte ich mich schließlich wieder in Bewegung, indem ich mich von den weniger beschaulichen Bezirken der Innenstadt entfernte und in großem Bogen zurück in die Nähe der Mannheimer Universität gelangte. Ich hegte kein Interesse, schon jetzt wieder in die Studentenunterkunft einzukehren, wo mich ein spartanisch eingerichtetes Dreibettzimmer erwartete, noch einem meiner Mitreisenden zu begegnen, der mich nur in meinem Müßiggang hemmen würde. Also überquerte ich zielstrebiges Schrittes das weitläufige Gelände mit seinen kastenförmigen Bauten im Barockstil und folgte auf der Rückseite einem schlingenartigen Gewirr von Unter- und Überführungswegen, verirrte mich infolge ungeschickt ausgerichteter Wegweiser und fand mich schließlich ...

... am Rheinufer wieder.

Manchmal frage ich mich, an welchem Punkt der Ereignisse alles Weitere hätte vermieden werden können. Das fragen wir uns immer, wenn wir im Nachhinein unsere Entscheidungen in Zweifel ziehen – Entscheidungen, die uns unversehens in eine missliche Lage mit nachhaltigen Folgen manövrierten. In der Retrospektive muten uns diese Entscheidungen wie eine klare, übersichtliche, ohne Weiteres nachvollziehbare Verkettung von Wahl-

möglichkeiten an. Es ist ein Leichtes, mit dem Finger auf diese oder jene, wenn nicht auf eine ganz bestimmte, alles entscheidende Stelle zu deuten und zu sagen: *Allerspätestens hier hätte ich einen anderen Weg einschlagen sollen!*

Einerlei, welche Umstände genau uns an diesen Punkt führten. Ob wir nun gedankenlos oder abenteuerlustig, waghalsig oder, wie in meinem Falle, völlig arglos handelten. Ausschlaggebend ist, dass wir diese letzte Auswahlmöglichkeit passierten und damit geradewegs auf ein Ziel zusteuerten, das uns mit einer beinharten, unentrinnbaren Realität konfrontierte, den gesamten Lauf unseres weiteren Lebens maßgeblich beeinflusste.

Darin steckt keine größere Weisheit, nur das dümmliche Stutzen eines auf die Verkettung jener Ereignisse Zurückschauenden. Das Bedeutsame bezieht sich also nicht auf das Begreifen des Betroffenen, sondern auf die Tragweite eines solchen Moments.

Rückblickend lande ich bei meinen Überlegungen immer wieder an dieser Stelle, in diesem Augenblick, da ich aus der Unterführung hervor und zwischen den Platanen hindurch über die hügeligen Rasenflächen schritt, am Ufer des mächtigsten Stromes unseres Landes anlangte, kurz bei dem Ausblick auf die Ludwigshafener Seite am jenseitigen Ufer verweilte und mich dann flussaufwärts wandte, um dann ... blindlings ins Grüne zu spazieren.

Warum ich gerade diese Richtung wählte und nicht etwa rechter Hand nach den sogenannten Rheinter-

rassen ausschritt, wo immerhin ein Café in beschaulicher Lage mit Tischen im Freien lockte, kann ich nicht sagen. Vielleicht war ich auf einer unbewussten Ebene des regen Treibens der Menschenmengen im Stadtzentrum schlichtweg überdrüssig und suchte deshalb die ruhigeren, dicht und voluminös bewaldeten Regionen zu meiner Linken zu erkunden. Hätte ich mich aber für die entgegengesetzte Richtung entschieden und ein gemütliches halbes Stündchen in jenem Café bei einem Cappuccino und vielleicht einem Stück Kuchen zugebracht, so bin ich sicher, wäre mir nicht das dunkelviolette, teilweise fast schwarze, stahlwollengraumelierte Wolkenband entgangen, welches dräuend und quellend und walzend von Ludwigshafen her über den Dächern aufzog und sich allmählich ausbreitete, sich lautlos nach allen Seiten hin auffächerte. Das sollte ich erst bemerken, als es sich bereits mehr als zur Hälfte wie eine gewaltige Marmorplatte über den ansonsten heiteren Sommerhimmel geschoben hatte und ich mich längst in den Tiefen des Waldparks befand.

Als es zu spät war, den sicheren Rückweg anzutreten.

Doch hier, nach und nach mit jedem Schritt tiefer in die verlockende Kühle des Waldes vorstoßend, war ich weit davon entfernt, auch nur die Andeutung einer prekären Situation zu erkennen. Allenfalls mit seichter Verwunderung stellte ich fest, wie nicht weit stromaufwärts die städtischen Anteile rasch immer mehr zurückwichen, als habe man sie mit einer weit ausholenden Armbewegung

einfach beiseite geräumt, um Platz zu schaffen, viel Platz für ...

... den Waldpark.

Irgendein mittelmäßiger Amateurschriftsteller hat einmal von der Mannheimer Lage *mitten im urwaldgrün gesäumten Rhein-Neckar-Delta* gesprochen. Vielleicht in einem Magazin oder in einer dieser billig produzierten Anthologien, welche mein Vater bisweilen als Anschauungsmaterial für Beispiele kommerzieller Dilettanten empfiehlt, ich weiß nicht mehr. Sowohl Name als auch Werk des Autors sind mir entfallen. Doch entsinne ich mich deutlich des Wortlautes dieser Beschreibung, zumal sie mit meinen Eindrücken, welche ich bei der Betrachtung von Bildern dieser Stadt im Netz gewonnen hatte, keineswegs übereinstimmen wollte.

Vor allem die Luftaufnahmen zeigen beim Blick auf Mannheim den charakteristischen Fladen dicht aneinander gepappter Dächer und Asphaltbänder. Die Textur einer industriellen Großstadt, schnurgerade durchzogen und zerschnitten von einem wie hineingestanzten Gitterwerk von Straßen, die kreuz und quer in alle Himmelsrichtungen verlaufen und ringsum abrupt in die wie Metallschlingen verschnörkelten Autobahnen übergehen. Wer aus großer Höhe eine Handvoll Kieselsteine darüberstreut, kann sicher sein, dass ein Großteil davon irgendein Dach, einen Zementblock oder direkt die Öffnung eines Schlots von einem der zahllosen Fabrikgebäude trifft, die sich zu den Hafenanlagen hin

nachgerade zu überhäufen scheinen. Nur die wenigsten Kiesel dürften die spärlich verteilten Grünflächen oder ein Baumgrüppchen treffen. Im wahrscheinlicheren Falle aber landen sie höchstens auf einem der sich in die allgemeine Quadratur der Grundstücke fügenden Sportplätze.

Die schmalen Promenadenstreifen entlang der beiden in spitzem Winkel aufeinanderstoßenden Flüsse Rhein und Neckar sollten kaum ausreichen, der Wortwahl jenes Autors hinsichtlich des Adjektivs *urwaldgrün* oder der damit einhergehenden Assoziationen mit dichter, ungezähmter, wild wuchernder Vegetation zu entsprechen. Erst recht insofern, als die Bepflanzungen vornehmlich mit derselben Akkuratessse angelegt scheinen wie die geometrisch unterteilten Stadtbezirke oder die flickenteppichartigen Agrarflächen im angrenzenden Umfeld. Nichts mutet hier von Menschenhand unberührt und dem natürlichen Lauf überlassen an. Alles ist kultiviert, wirkt eingeebnet, begradigt, wirtschaftlichen Ansprüchen angepasst und korrigiert. Jeder Quadratmeter scheint bebaut, umzäunt, eingefasst, mit Asphalt und Beton überkrustet, beschichtet, gepflastert, die Freiräume dazwischen nach Maßstäben großstädtischer Ästhetik applaniert und gestutzt, beschnitten und gestrafft, alles irgendeinem urbanen Zwecke dienlich und homogenisiert. Wer eine Gegend finden möchte, die sich mit der Umschreibung *urwaldgrün* in Übereinstimmung bringen ließe, müsste seine Handvoll Kie-

selsteine schon in eine ganz andere Richtung streuen. Vielleicht eher auf Lehnburg zu.

So dachte ich.

Aber ich hatte mich getäuscht.

Man nehme eine Karte oder eine Luftaufnahme von Mannheim zur Hand und lege den Finger auf die Stelle, wo Rhein und Neckar zusammentreffen. Mitten hinein also in diesen hingeklecksten Fladen aus Beton und Asphalt. Dann richte man das Bild, die Karte oder die Aufnahme so aus, dass die Flussmündung nach Norden zeigt, lege den Finger darauf, genau auf die Stelle, die hier Neckarspitze genannt wird, und ziehe ihn den Rhein entlang zurück. Nun folge man dem Stromverlauf flussaufwärts und bleibe dabei auf der östlichen, also der Mannheimer Seite. Beinahe sofort stößt man auf einen breiten Uferstreifen, der sich mit seiner grünen Promenade vom weitläufigen Meer aus Dächern absondert. Wir ziehen weiter und lassen damit das aus dieser Perspektive eher unauffällige Mannheimer Schloss rechter Hand zurück. Nach einer kurzen Unterbrechung durch den dicht ans Ufer sich drängenden Stadtteil Lindenhof stoßen wir an der Innenseite der Flussbiegung auf einen großen Fleck dicht bewaldeten Gebietes. Ein Fleck, der mit seiner Gesamtfläche immerhin die des Stadtzentrums übertrifft. Hier angelangt, nehme man den Finger weg und stelle sich vor, man tauche ein in einen Auenwald, wo es nicht ganz abwegig scheint, dass man aus den Schatten hoch aufgerichteter Schwarzerlen, üppiger Eschen und Eichen

hervor von Wildgetier der scheuesten Art beäugt wird, während man die gewundenen, vielfach verzweigten und weit auskehrenden Pfade beschreitet.

Der Waldpark.

Ich bin sicher, jener Autor hat genau diesen Ort gemeint, als er von einem dschungelartigen Saum des Rhein-Neckar-Deltas sprach. Und just hier, inmitten versumpfter Nebenarme des Rheins und rings umgeben von prächtiger, bald undurchdringlicher, bald unvermittelt sich zu freien Wiesen sich öffnender Vegetation, befand ich mich an jenem Tage und staunte ob des unerwartet krassen Gegensatzes dieser stillen Wildnis zum lebhaften Großstadtgedränge von vorhin.

Hier befand ich mich also, auf einmal verlangsamenden Schrittes und unwillkürlich aufatmend. Trotz meiner ansonsten eher prosaischen Ausprägung registrierte ich, wie leicht es mir fiel, mich der gleichsam verspielten, phantastischen Vorstellung zu widmen, bei den aufgespreizten Wurzeln dieses umgestürzten Baumes dort am Rande einer Lichtung handele es sich um den Stachelkranz am Nackenschild eines Styracosaurus. Oder aus dem knorrigen Gehölz da drüben setze sich die verstoßen hinter wallendem Dickicht hervorlugende Fratze eines Fauns zusammen. Ein ums andere Mal musste ich innehalten und den seltsam verdrehten und verknoteten Wulst in der Astgabel eines sich über den Pfad beugenden Baumes genauer in Augenschein nehmen, weil ich mir einbildete, eine Eule glotzte geringschätzig von dort

oben auf mich herab. Nicht nur bei einer Gelegenheit glaubte ich, in nächster Nähe kröche oder schliche oder tapse hurtig etwas im dichten Gestrüpp mir zu Seiten in unwegsame Tiefen davon – zu flink und flüchtig, als dass ich auch nur eines Schemens davon hätte ansichtig werden können. Trockenes Rascheln im Unterholz, in den Rispelsträuchern, ein allenthalben wehender und sprudelnder akustischer Schleier mannigfaltigen Vogelgesangs. Dazu die unentwegt changierenden Farbtöne in den einander zuraunenden Wipfeln. Dunkle und erdige und würzige Aromen eines von Leben und Verfall und wieder neuem Leben durchmischten Waldbodens ...

Tiefste Wildnis, so schien es mir, in unmittelbarer Nähe zu einer Stadt, die gewissermaßen nur eine Armlänge entfernt im linearen Takt der Moderne wie ein kybernetischer Organismus pausenlos pulsiert und rauscht, blinkt und leuchtet, flimmert und flirrt, stampft, stanz, hämmert, qualmt, walzt ... Eine gewaltige Maschine im Wettstreit mit all den Organismen ihrer eigenen Art, unter ökonomischem Zugzwang ruhelos, lückenlos produzierend und liefernd, was an sieben Tagen und Nächten pro Woche nur zu produzieren und liefern möglich ist. Wenn nicht noch mehr. Das ganze Jahr hindurch.

Eine andere Welt, die keine Zeit findet, über sich selbst hinauszugelangen, ihre mit Zement und Stahlträgern eingefasste Verankerung zu lösen.

Aber hier, im Schatten ein-, zwei-, *dreihundertjähriger* Eichen, die in erlköniglicher Pracht still und mäch-

tig noch weitere Hundertschaften von Jahren harren werden, so man sie lässt, und umgeben von ungestüm in die Höhe schießenden Kletterpflanzen, im Angesicht gleich Schneeflocken fallender Traubenkirschblüten, ja, hier befand ich mich nun. Exakt an dem Ort, wo wir gerade unseren Finger von der Karte genommen haben. Hier las ich die Spuren von Wild am morastigen Wegrand wie runenartig hingekerbte Satzzeichen. Ich lauschte dem perlenden Vogelgesang, verknüpfte den Anblick schillernder Libellen auf ihren mal anmutigen, mal tollkühnen Flugbahnen mit den Märchen, von welchen ich seit Kindertagen nichts mehr gehört hatte, fühlte, roch, schmeckte all das um mich her mit Sinnen, die plötzlich mit aller Macht zum Leben erwachten. Mehr und mehr spürte ich, wie eine längst festgebackene Hülle über mir wie eine alte Brotkruste aufbrach und gerade so wegbröckelte. Licht und Luft und eine liebliche Form von Langmut sickerten in mich ein. Überall Dünfte von einer mich fast benehmenden Fülle, schwer und süß wie Honigwein. Berauschend wie ein apollonisches Schauern durchträufelten sie mich ganz und gar.

Entfaltung.

Ein Wort, das mir nicht einmal eine halbe Stunde vorher noch unmöglich in den Sinn gekommen wäre. Ich hätte schlichtweg keine Gelegenheit dazu gefunden, weil ich damit beschäftigt war, nicht nur auf dem Papier meines Notizbuches, sondern auch in meiner Vorstellung all den Schillers und Goethes dieser Welt mit voller Hingabe

Taubendreck auf den Scheitel zu zeichnen. Hier jedoch kam es mir zu Bewusstsein, dieses Wort, ganz unumwunden, frei, ohne den geringsten unmittelbaren Anstoß. Zum ersten Mal im Leben begriff ich, was es *wirklich* bedeutete.

Womöglich war es dieser Moment, als eine Veränderung in mir vorging. Ein Strom, der sich wie der Rhein irgendwo zu meiner Rechten gleich dort, hinter dem undurchdringlichen Gehölz, nach langem, ereignislosem, über weite Strecken fast schnurgeradem Verlauf von Süden her so abrupt den bisherigen Obligationen seines Flussbettes widersetzte, sich ihnen entwand, sie plötzlich bezwang, jäh ausbrach, eine bis dahin ungeahnte Kraft unter Beweis stellte und sich schier gewaltsam hierher biegend und dorthin windend und krümmend gegen die Zwänge seiner Ufer auflehnte. Vielleicht verweilte ich in Gedanken auch bei all den konventionellen Dingen, die mein konventioneller Vater in meinem konventionellen Leben verkörperte. Bei den Möglichkeiten, die sich auf einmal klar und greifbar vor mir abzeichneten, wenn ich über die Bedeutung des Wortes *Entfaltung* nachdachte und es erstmals auf mich und die schnurgerade Laufbahn meiner eigenen Existenz anwendete.

Vermutlich gewährte ich deshalb nicht sofort, dass eine Wandlung nicht nur in meinem Inneren, sondern auch in meiner Umgebung vonstattenging.

Arglos, wie ich war.

Dass der Vogelgesang allmählich abflaute, um dann umso rascher zu versiegen, bis sich eine fast plastisch anmutende Stille über den Wald legte, bemerkte ich erst, als das Geräusch meiner Schritte und das Rascheln meiner Hosenbeine die einzigen Laute waren, die noch zurückblieben. Sogar das Wispern des Laubes in den Baumkronen hoch über mir war bald erstorben. Wie paralyisierte Geschöpfe in der Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Ereignisses standen die Bäume ringsum starr, apathisch nahezu. Ihrer eben noch üppigen, gebieterischen Erscheinung haftete plötzlich etwas Fragiles, etwas durchdringend Poröses, fast Substanzloses an. Selbst das Unterholz schien sich verdichtet und krampfhaft zusammengezogen zu haben. Ganz so, als duckte es sich weg und wappnete sich gegen einen Schlag aus dem Nichts.

Aus dem Nichts?

Ich blieb stehen, blickte mich um, suchte nach Hinweisen auf die Ursache dieser so jäh und dennoch vage veränderten Atmosphäre. Hinweise, die sich, wohin ich auch blickte, dicht unter der Oberfläche verbargen, sich jedoch mir zu erschließen sich weigerten.

Dicht unter der Oberfläche?

Kein Insekt sirrte mehr in steilem, querfeldein führendem Fluge vorüber. Nicht ein einziges Blatt löste sich in diesem wie auf einen diffusen Höhepunkt fokussierten Moment allgemeiner Erstarrung von seinem Zweig, um herabzuwirbeln und ein trockenes Rascheln vernehmen

zu lassen. Selbst der Boden unter meinen Füßen schien sich zu verdichten, die Senken am Wegrand abzusacken, so dass alles darin – Sträucher, Wurzelgeflecht, gleich Knochen überkreuztes Totholz – wie im trichterförmigen Durchlass eines Stundenglases zusammensank.

Und dann ...

Dann sah ich es.

Und mit seinem Anblick hieb es mir binnen eines Lid-schlags die ganze Luft aus den Lungen.

Nun erstmals in die Richtung gewandt, aus der ich gekommen war, blickte ich empor und hindurch zwischen dicht verschränktem Geäst und voluminös kumulierendem Laubwerk. Ich blickte hinauf und immer höher hinauf, bis es in den Sehnen und Wirbeln meines Nackens knackte. Wankend taumelte ich einige Schritte zurück, als mich hinterrücks eine Woge heftigen Schwindelgefühls erfasste, sowie ich erkannte, dass ...

Der Himmel über dem Blätterdach ...

... war buchstäblich ...

... *verschwunden*.

Wo ich eben noch klares, sommerliches Blau gewöhnt hatte, senkte sich plötzlich eine so tiefe, undurchdringliche, geradezu massive Schwärze herab, dass sich die Bäume darin wie mit stumpfen Acrylfarben gemalt abzeichneten und einen fast unnatürlichen Kontrast bildeten.

Es war keine gewöhnliche Wolkenformation, die sich da über den Wald schob. Nein, vielmehr war es eine

gewaltige Platte aus einer so vollkommenen Finsternis, dass es schien, als habe man den halben Himmel wie einen Papierstreifen brutal fortgerissen und damit einen Blick in die Tiefen des Kosmos freigelegt.

Und die Platte bewegte sich, wölbte und schob sich schwer, träge, dennoch unaufhaltsam voran und gleichzeitig herab, bis die ersten Schleier von regelrecht flüssig, ölig, schmierig anmutender Schwärze durch die Wipfel sickerten und an den Stämmen herunterströmten, sich in tiefen Schattenpfützen auf der Erde sammelten und von dort ausbreiteten, zusammenflossen, immer weiter voran sprudelten.

In breiter Front direkt auf mich zu.

Ein flüchtiger Schnörkel blauen Himmels, wo ein Sonnenstrahl gerade noch im Wetterumschwung wie zum Abschied schweifte, verschwand just in der Sekunde, als ich ihn erblickte. Nur um dann zu sehen, wie sich die gewaltigen Massen tintenschwarzen Gewölks wie monströse, grässlich deformierte Kiefer darum schlossen, zuschnappten, dieses letzte Blau jäh zerrissen und zermalmten.

Damit ging nun auch das letzte direkte Tageslicht zur Neige. Über den Wald ergoss sich eine Schattenflut, die sämtliche Farben ihrer Kraft beraubte, sie aufsaugte, alles mit einer grauen, dumpfen, beinahe metallischen Mattigkeit überzog. In den Baumkronen, auf den Spitzen der Zweige und an den Rändern der äußersten Blätter, bekehrte das Tageslicht noch ein letztes Mal glimmend,

schwelend, glutartig glosend auf – dann war auch das vorbei. Und wie um den Übergang zum nächsten Akt noch zu unterstreichen, die Dramatik des Augenblicks in bis dahin unerreichte Höhen zu reißen, fuhr schlagartig, einem Fallbeil gleich, in die allgemeine Stille ein solch brachial rollendes und grollendes und holperndes Bersten über den ganzen Wald hinweg, dass es klang, als läute der Donnergott höchstselbst mit voller Wucht die Apokalypse ein.

Plötzlich geriet alles in Bewegung.

Ein Blitz, grellweiß von einer Himmelsrichtung zur anderen und wieder zurück stroboskopartig flackernd, zerriss alles in Fetzen von flammender Helligkeit. Der erste Windstoß fuhr fast spielerisch nur herab, drückte hier, rüttelte dort, schob und spreizte ein wenig das Gezweig auseinander, ließ es zurückfedern, wie um Masse und Belastbarkeit des Waldes zu testen, wirbelte Laub in die Luft, wo es kraftlos zerstob, streute es wie mit einer unwirschen Handbewegung hinweg.

Was darauf aber folgte, war ein Schlag von brutaler Gewalt.

So heftig, dass ich mich, frontal getroffen, unvermittelt um mehrere Schritte wegtaumeln gewahrte. Ich sah, wie Bäume mit fast meterdicken Stämmen mühelos hin und her geschlagen und gewaltsam verdreht wurden, gegeneinander krachten, ganze Astgabeln, wie von wahnsinniger Hysterie gepackt, auf und nieder und wild herum peitschten. Massen von Laub, Mulch, Staubfahnen und